

Zeitschrift: Oltner Neujaarsblätter
Herausgeber: Akademia Olten
Band: 77 (2019)

Artikel: Arthur Moor als Schriftsteller
Autor: Moor, Wolfgang
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arthur Moor als Schriftsteller

Texte meines Vaters

Wolfgang Moor

Arthur Moor wuchs in einer Arbeiterfamilie mit vier jüngern Geschwistern in Dulliken auf. Sein Vater Gottfried hatte als junger, noch lediger Mann tagtäglich, auch samstags, von Safenwil am Strigel nach Olten in die SBB-Werkstätte zur Arbeit marschieren müssen. Und am Abend wieder zurück. Die Strecke vom Elternhaus in Safenwil über Walterswil, Bad Luterbach, Wartburghöfe bis zum Arbeitsort in der Werkstätte misst gut neun Kilometer, wozu er etwa zwei Stunden brauchte. Fast die gleiche Strecke, jedenfalls was die Länge betrifft, mutete Gottfried, inzwischen Familienvater, Besitzer eines kleinen Häuschens und Vorarbeiter bei der SBB-Haltestelle in Dulliken, nun seinem Sechsjährigen zu, wovon die nachfolgende Erzählung berichtet.

Der kleine Ferienbub

Ich durfte, wie jedes Jahr, zu meinen Grosseltern in die Ferien. Die Mutter steckte mich in das bessere Kleidchen, fuhr mir mit abgeschauerten Waschlappen ein paar Mal übers Gesicht, bis ich schluchzte, und musterte mich schnell noch von oben bis unten. Dann nahm mich der Vater bei der Hand, und wir gingen fort. Der Weg über den Berg war lang; denn ich ging erst ins sechste Jahr. Wenn der Vater merkte, dass ich müde wurde, zeigte er mir Blumen und bunte Sommervögel, oder legte die hohle Hand an den Mund und stiess einen so kräftigen Jauchzer aus, dass ich erst erschrak und ihn dann staunend und nicht begreifend eine gute Weile ansah, weil mir eine so tolle Lust an ihm fremd war. Auf der Höhe des Berges hielt er mich zurück und fuhr mit der Hand so lange unwirsch in der Luft herum, stets erklärend und auf mich einredend, bis ich zwischen Obstbäumen das Haus meiner Grossmutter erspähte, dessen Dach im hellen Schein rot aufblinkte. *«So Bub, jetzt sind wir in einem Augenblick bei der Grossmutter»*, ermunterte mich der Vater, indem er mich wieder bei der Hand fasste und mit mir ein Stück des Weges lachend um die Wette lief. Und richtig, bald näherten wir uns dem grosselterlichen Hause. Die Grossmutter musste von unserer Ankunft wissen. Sie stand schon bei der Haustüre, wischte sich die Finger an der rot karierten Schürze ab, hob die Arme wie um Hilfe flehend auf und rief aus glückseligem Herzen: *«Bravo, bravo, unser Feriengast rückt an!»* Ich weiss nicht, wie mir geschah, aber schon lag ich in

den Armen meiner lieben Grossmutter, die mich aus inniger Freude herzte und so sehr drückte, dass ich fast ausser Atem kam. Mein Vater hatte es eilig, denn er musste noch gleichen Tages zur Arbeit.

Die Grossmutter musste sich rühren, dass sie in Haus und Stall mit allem fertig wurde. Der Grossvater klopfte in der oberen Stube auf einem Stein das Leder weich und schwang den Schusterhammer von früh bis spät, und so kam es, dass ich auf meine Weise mir die Zeit vertrieb.

Ich durfte den Kettenhund in die Hofstatt führen und die Kuh, das Kälbchen und die Ziege weiden. Letztere tat mir leid, weil sie an einen Pfahl gebunden war und nur im Kreis herum Gras auszupfen durfte, während den andern beiden Tieren die ganze Hofstatt offen stand, wo sie sich an jedem zarten Kräutlein gütlich tun konnten. Wenn ich aber, von übermütiger Laune gehetzt, den Hühnern nachlief, dass sie wild gackernd und krächzend in alle Winde auseinanderstoben, als wäre ihnen der Vogel am Hals, dann riss die Grossmutter das Küchenfenster auf und schrie fast ausser sich: *«Donnerwetter, du Lausbub, wie oft habe ich es dir schon bei Strafe verboten!»*

Zur Mitte der Ferienzeit begann es unablässig zu regnen. Es fiel der Grossmutter immer schwerer, mich im Zügel zu halten. Wenn ich des Spielzeugs überdrüssig geworden oder ins Ofenrohr gekrochen war, wo sich die warmen Steinsäcklein befanden, und von wo man mich nur mit grösstem Schrecken wieder heil herauskriegte, schob sie mich ans Fenster und begann zu erzählen oder zeigte mir mit der Hand die Leute, die im üblen Wetter unterwegs waren. Am allerliebsten wäre ich beim Grossvater oben in der Werkstatt gewesen. Aber die Grossmutter wollte davon nichts wissen. *«Du stehst ihm im Wege und machst ihm alles durcheinander»*, ereiferte sie sich. Ich liess nicht nach. Immer wieder bedrängte ich sie. Auf einmal senkte sie den Kopf und warf mir über die Brille hinweg einen trüben Blick zu: *«So geh denn in Gottes Namen zum Grossvater, sei aber still und rühre mir nichts an, es sei dir gesagt!»*

Ich huschte in den Hausflur. Tastend stapfte ich die dunkle Holztreppe empor. Der Grossvater gewährte mich erst, als ich an ihm vorbei ans Fenster trat. Er hob gemächlich den Blick zu mir und sprach: *«So ist's recht, Kleiner, dass du ein wenig zu mir kommst, darfst schon gut zuschauen, aber rühre mir nichts an.»* Noch einen Atemzug lang sah er mich leutselig an, dann bückte er sich wieder über das Schlageisen, zog ein Stiftchen nach dem andern zwischen den Lippen hervor und trieb sie mit kräftigem Schlag in das Leder ein, wobei

jedes Mal ein schriller, seltsam heimlicher Ton den alten Raum durchschnitt. Ich stand wie angewurzelt neben dem Werk Tisch. Was sich da alles meinen gierigen Augen in blendender Fülle darbot! Und ich durfte keine Hand rühren. In einem weiten Bogen um den Grossvater herum standen wohlgeordnet die Holzleisten. Erstaunlich grosse und winzig kleine wie Puppenfüsschen. Überall verstreut lagen Lederresten in den wunderlichsten Formen, und in einer Ecke lagerten ganze Ballen frischen Leders, das einen herben Geruch verbreitete. Immer wieder flog mein Blick über die Werkbank und ruhte da auf den merkwürdigsten Werkzeugen und Geräten. Ich sah Dinge, mit denen der Grossvater ins Leder stach, feilte und nähte. Ganz in meiner Nähe lagen eigenartige Zangen, die sonderbarsten Scheren und eine Menge blitzender Messer, die der Grossvater Knippen nannte.

Ich stand da wie versteint, indes meine Augen sehnsüchtig in dem kleinen Kinderparadies von Geräten, farbenfunkelnden Nägeln, Schnüren und Fäden, Blechbüchsen und Wachskugeln, Flaschen und Näpfchen lustwandelten und mir ein Geruch von Schwärze und Pech beissend in die Nase stach. Wenn ich doch nur irgendein kleines, verlorenes Ding hätte in die Hand nehmen dürfen! Der Grossvater machte einen krummen Rücken, schwang unverwandt den Schusterhammer, und stets derselbe pfeifende Klang füllte den düstern Werkstattraum.

Mit einemmal – wie konnte es nur geschehen – griff ich nach einem spitzen, glitzernden Gerät, und im selben Augenblicke kippte ein gläsernes Töpfchen, und sein Inhalt ergoss sich auf die Werkbank. O Schrecken! Die Angst machte mich erbeben. Qualvoll verstörte Augen folgten dem pechschwarzen Bächlein, das langsam und zäh wie ein winziger Lavastrom vorwärtsrückte, in die Fugen eindrang, wieder auftauchte, die hundert kleinen Dinge umschlich und – welch Unglück! – langsam, langsam, aber quälend sicher gegen den Grossvater vorsties. Wie spielerische Inselchen erhoben sich die Geräte aus der pechenen Flut. Bange Furcht peinigte mich, und doch war es ein Glück, dass der Grossvater ruhig Schlag auf Schlag den Hammer fallen liess und ein zufriedenes Gesicht hatte, weil er ein so stilles und ordentliches Enkelkind besass. Ich wagte ein Schritttchen, noch eines, und dann schlich ich diebisch leise am Grossvater vorbei zur Türe und tastete mich hinab.

Die Grossmutter sah verwundert zu mir auf: *«So, ist auch schon wieder vorbei beim Grossvater, hast doch nirgendwo Ruhe heute.»* Während ich die Hände meiner Grossmutter liebevoll in meine kleinen Finger schloss, begann es oben in der Werkstatt zu poltern, und der Grossvater muss mich grauenvoll ausgescholten haben, ohne dass ich ein Wort verstanden hätte. Die Grossmutter, an die ich mich eng anschmiegte, blickte mir finster in die tränenperlenden Augen: *«Bub, was hast du wohl wieder angestellt?»*

Arthur Moor besuchte in Olten die Bezirksschule und anschliessend während vier Jahren das Lehrerseminar in Solothurn. Der Dichter Josef Reinhart war sein Deutschlehrer, der ihn, wie viele andere Solothurner Lehrer dieser Generation, förderte und lebenslang beeinflusste. Reinharts Jünger strebten ihrem Meister nach und verklärten ihre Welt zur Idylle. In Tagebüchern beschrieb Arthur Moor, wie er seine Umwelt in den ersten Stationen seines Lehrerlebens erfuhr, und in Reiseberichten hielt er fest, was er in der Fremde Neues erlebte.

1935, nach mehreren Misserfolgen, wurde Arthur Moor, da nun ein Sozialdemokrat an der Reihe war, an die Stadtschulen von Olten gewählt, denen er 35 Jahre bis zu seiner Pensionierung treu blieb. Fast einem Korrespondenten gleich schrieb er nun seine Kommentare zu pädagogischen und politischen Alltagsfragen, die ihn beschäftigten. Unaufhörlich ratterte seine Schreibmaschine. Mit Durchschlägen bediente er gleich alle drei Oltner Zeitungen, das freisinnige *«Oltner Tagblatt»*, das *«Volk»* der Sozis und den *«Morgen»* der Katholisch-Konservativen. Um die geringen Portospesen zu sparen, mussten wir Kinder damit zu den verschiedenen Redaktionen rennen.

So wie ich heute beim Computer immer wieder auf die Hilfe meiner Enkelkinder angewiesen bin, war es auch bei Arthur Moor. Wenn die Schreibmaschine einmal nicht mehr lief und aus dem Arbeitszimmer ein lauter Hilfeschrei ertönte, wussten wir Kinder, dass wir unserem Vater die Schreibmaschine neu richten mussten.

Das Zuckerbrötli

Ich war noch ein kleiner Bub, als ich in der Bäckerei Brot holen ging. Wenn ich in den Laden trat, hatte ich erst zu grüssen, und was ich dann sagen musste, war mir dutzendmal eingeschräfft worden, sodass ich es schliesslich herleierte wie einen unverstandenen Vers: ein gutbackenes Brot von gestern.

Nun war ich wieder einmal nach Brot ausgeschiedt worden. Die Glocke schrillte, als ich die Tür zum Kramladen öffnete. Schon auf der Treppe hatte ich süsse Düfte wahrgenommen, aber als ich in den Laden kam, strömte mit einemmal eine ganze duftende Herrlichkeit auf mich ein, die mir fast den Atem raubte und mich beinah verwirrte. Da lagen auf hölzernen Wandgestellen ganze Reihen brauner Brote, in russschwarzen Blechformen Apfelwähen und überdies eine erstaunliche Menge Gebäck. Aber was in allernächster Nähe auf dem Ladentisch an Zuckerzeug und leckern Süssigkeiten ausgebreitet lag, kannte keine Grenzen. Braunbackige Birnen- und Apfelwecken, butterweicher Einback, honigsüsse *«Maccaröndli»*, Kuchen, Gugelhopf und klebriges Schleckzeug in den buntesten Farben. Wie

ich nun dastand, gleichsam eingesponnen in einer Wolke warmer und süssester Düfte, und meine Kinder-
augen herfielen über all die ersehnten und begehrten
Köstlichkeiten, die in paradiesischer Fülle sich darbo-
ten, stockte mein Herz vor Erregung. Als ich dann noch
inmitten des Wundertisches ein Zuckerbrötli entdeckte,
brach das Unheil über mein kindliches Gemüt herein.
Ich griff zu und hielt das glänzende, kastanienbraune,
mit feinstem Zucker überpuderte Gebäck in der Hand.
Kaum zwei Atemzüge lang.

Blitzartig quälte mich die Schuld. Die Lust, etwas Gu-
tes zu besitzen, war verrauscht, und unwiderstehlich
regte sich in mir der Wunsch, kein Dieb zu sein. Mein
Blick streifte unwirsch nochmals das süsse Ding, und
schon legte ich es mit zitternder Hand zurück auf den
Ladentisch. Mir war noch bange, als die Bäckersfrau
die halboffene Tür aufstiess und fragte: *«Und du Bub?»*
«Ein gutbackenes Brot von gestern», entrang sich meinen
bebenden Lippen. Sie stopfte mir das braune Brot in
die Hutte, kramte mit den Fingerspitzen ein paar Zeltli
aus dem Zuckerglas und drückte sie mir in die Hand.
Das bittere Gefühl der Unruhe trieb mich fort. Die
Türklingel gellte so heftig, dass ich erschrak. Ich war
eben im Begriffe, die Treppe hinabzueilen, als sich mir
von der Backstube her der Meister näherte und mich
mit einem Handzeichen zurückhielt. *«Bub»*, sprach er
leutselig, *«du bist ein tapferer und guter Junge, bleib stets*
ehrblich und mach es immer so, du hast die Probe bestanden.»
Dann strich er mir heiter lächelnd über den Scheitel
und reichte mir ein kugelförmiges Zuckerbrötli: *«Du hast*
es verdient.» Noch während ich verwirrt den Blick zu
dem merkwürdigen Manne aufhob, wandte er sich wie-
der der Backstube zu.

Es war bei uns daheim Sitte, dass man etwa bei Tische
von guten Leuten sprach. So kam die Rede stets wieder
auf die alte Frau, die uns Kindern zur Zeit des Krieges
Brot geschenkt hatte, oder auf die Bäuerin, die auch
die geringste Hilfe mit einer Handvoll durrer Birnen
belohnte. Ich schloss fortan ganz im Stillen in den klei-
nen Kreis guter Leute auch unsern Dorfbäcker ein.

Die Natur wurde Arthur Moor immer vertrauter
und lieber. Dies schlug sich in feinsinnigen Na-
turbetrachtungen nieder, die uns heute etwas süss-
lich vorkommen.

Das Sonntagsschnecklein

Es war ein hässliches Wetter. Jeden Tag regnete es. Ein
frostiger Regen. Bald fiel er lässig in geraden Strichen,
bald peitschte ihn ein launischer Wind auf die Gärten
nieder. Um Mitte April hatte das Unwetter begonnen,
jetzt standen wir fest im Maien, und immer noch deu-
tete der Frühling mit gar spärlichen Zeichen sich an.
In meinem Garten stand es mit allem im Argen. Der
keimende Samen kam nicht vom Fleck, und die Setz-

linge kämpften mühsam gegen das gefräßige Ungezie-
fer. Was üppig spross, waren in den Gartenwegen die
Spitzgräser, die rostfarbenen Blaken, das gelbe Kreuz-
kraut und ein allerliebstes kleines Ding, der blaue
Gauchheil. Vom Nützlichen gedieh der Salat noch am
besten. Aber ein Elend wars mit den unersättlichen
Schnecken. Namentlich mit den aschgrauen Fressmäu-
lern, die in aller Herrgottsfrühe dutzendweise aus dem
Erdreich an die Oberfläche krochen. Sie nagten heiss-
hungrig an den sattgrünen Blattrossetten, an den Sten-
geln zu ebener Erde, oder frassen, was das Schlimmste
war, geradewegs das zarte Herzblatt heraus. Das Nach-
setzen fruchtete wenig, denn Tag für Tag welkten neue
Pflänzlein dahin.

Jetzt begann mein Kampf. In des Morgens Frühe stand
ich am Salatbeet. Ich klebte das Ungeziefer mit dem
verschleimten Fuss an ein fingerlanges Reisigstückchen
und streifte es im Gartenweg ab. Das war ein mühse-
liges Tun. Später fasste ich es, um rascher voranzukom-
men, mit Daumen und Zeigefinger. Aber meine Fin-
gerspitzen überzogen sich mit einer zähklebrigen
Schleimmasse jeweils so arg, dass ich sie kaum reinzu-
waschen vermochte. Schlimmer war das Töten. Die
Schnecken lagen an wirren Häufchen. Erst rollten sie
sich zusammen, und sobald sie tastend ihre kleinen
Fühler wieder ausstießen, zermalmte ich sie. Wenn
mein Blick auf die schiefergraue Masse fiel, rieselte mir
ein Schauer über den Leib, der mich beinahe körperlich
schmerzte. Gegen hundert Schnecken vertilgte ich täg-
lich, und noch war kein Ende abzusehen. Jeden Morgen
entschlüpften der nassen Erde massenhaft neue.

Ein Vertilgungsmittel musste her! Es war ein rotes Pul-
ver. Die Reklame nannte es Satan, und die Drogerie
pries es in hohen Tönen. Ich streute kleine Häuflein,
regelmässig wie ein Stoffmuster, auf das Beet. Die Wir-
kung war verheerend. Anderntags sah ich die roten
Häufchen umlagert von toten Schnecken. Einzelne
zeigten noch schwache, zuckende Zeichen verlöschen-
den Lebens. Das Vernichtungswerk war vollendet und
mein Wintersalat gedieh von nun an zusehends.

Dann kam ein Sonntag. Ein herrlicher Morgen blühte
auf. Über das Gärtlein strich ein seliges Lüftchen. An
der Hausmauer prangten frühlingsart die ersten Blu-
men. Da fiel mein Blick unversehens auf ein junges
Schnecklein, das schnurgerade eine steinerne Platte
querte und eine feuchte Spur zurückliess. Einer erstarr-
ten Gewohnheit folgend, hob ich meinen Fuss. Doch
dann geschah so etwas wie ein kleines Wunder. Ich
wich, wie leicht gelähmt, zur Seite und blickte auf die
kleine Kreatur nieder, die da in sichtlicher Eile vorbeizog
an den spitzen, von perlenden Tautropfen gekrön-
ten Gräsern. Das Schnecklein funkelte im hellen Licht
des Morgens, seine beiden Fühler tasteten unablässig
in der Luft umher, die lenzesmild Blume, Strauch und
Baum umspielte, und die trocknende Spur hinter dem
emsigen Wesen verwandelte sich nun vollends zu einem
silbrigen Streifen. Als ich nun das Schnecklein ziehen

sah, still wie ein Schiffchen mit eingelegten Rudern, sein Fühlerpaar wie Wimpel in der seidigen Brise bewegend, da konnte ich meinen Blick von dem Körper des vollkommenen kleinen Geschöpfes kaum lösen – und in meinem Innern vollzog sich eine Wandlung. Grosses in der schöpferischen Natur hatte ich von jeher geliebt, aber von nun an schenkte ich von meiner Liebe auch den geringen Geschöpfen. Der Kreuzspinne zerstöre ich keinen Kunstbau mehr, meine Hand greift nie wieder erbarmungslos nach dem unschuldigen Käfer, die Zimmerfliege darf den Winter in der Fensterecke zubringen, und wenn mir die kleinen Schnecken, die im Maienlicht so silbrig glitzern, nicht ein ganzes Salatbeet mit Stumpf und Stiel zu vernichten drohen, so streue ich ihnen kein rotes Pulver mehr.

Die Botanik war Arthur Moors grosse Leidenschaft. In Kursen hat er sein grosses Wissen der Kollegenschaft weitergegeben. Über 50 Pflanzen, vom Aronstab bis zum Weissdorn, hat er beschrieben und oft auf deren Heilkräfte hingewiesen. Manche Pflanzen müssen ihn so stark interessiert haben, dass er sich mehrmals mit ihnen beschäftigt hat. Über den Bärlauch beispielsweise hat er fünf verschiedene Beiträge verfasst und immer wieder auf dessen Heilkraft hingewiesen. Das sind Beschreibungen und Abhandlungen. Aber immer schimmert auch die persönliche Erfahrung mit. Im nachfolgenden Beispiel ist daraus eine kleine Erzählung geworden.

Das alte Birebäumli

Zwischen den Wartburghöfen, die in der stillen Talmulde von Säli und Engelberg eingebettet liegen, und dem Bad Luterbach erreicht der Wanderer einen seltsam schönen, gelb gekiesten Platz. Er liegt inmitten eines Waldes, der von kräftigem Laubholz bestanden ist. In der hellen Lichtung, einer Wegspinne, treffen sich sechs Wege. In ihren Zwischenräumen steht unser Birebäumli, von dem kurz die Rede sein soll.

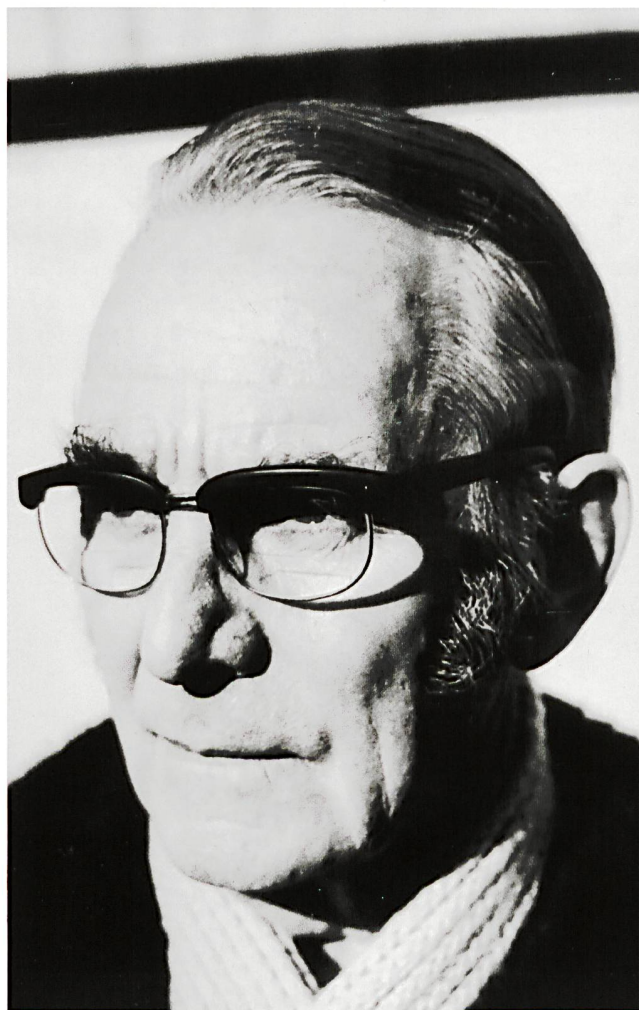
Es ist dem Wanderer, der aus allen Richtungen, aus solothurnischen und aargauischen Dörfern kommt, und hier einen Augenblick den Schritt anhält, ein Wegweiser und Symbol langen Lebens, der Ausdauer und des Alters. Es ist ein Wildbirnbaum. Seit Jahren trägt er keine Früchte mehr. Vorzeiten waren es kleine, ungeniessbare Birnen – hart wie Stein.

Die mündliche Überlieferung berichtet, der Baum habe drei Jahrhunderte überlebt. Ursprünglich trug er eine rundliche, hübsche, recht volle Krone. Jetzt ist an ihm alles schwächling, armselig und verkümmert. Jeden Frühling grünte seit langem ein Ast oder Zweiglein weniger. Dürr und knorrig stechen sie jetzt ins Leere. Sein Stamm ist aufgebrochen, hohl und durchsichtig. Der Saftstrom durch die lederne, kranke Rinde ist dürf-

tig geworden, das dünne Blattwerk beginnt sich heuer bereits früher als sonst zu verfärben und zu kräuseln, um dann zu verdorren. Der Anblick schauert einen. Und der Wanderer, der stumm sinnend vor dem Baumgerippe steht, erkennt wehmütig: Es ist ein rasches, sicheres Sterben. Manch einen erstaunt es, dass das Bäumchen überhaupt noch lebt. Sturm und Schnee haben es nicht zu fällen vermocht, dem Förster stand das verkrüppelte, nutzlose Ding nicht hindernd im Weg, die Waldarbeiter schonten es, holzbeladene Fuhrwerke wichen ihm aus, und keine frevlerische Hand hat es bis zur Stunde angerührt, obschon es mit seiner erbärmlichen Krone längst nicht mehr von Blüten und Früchten träumt.

Stets noch streift der Wanderer an unserem alten Birebäumli vorüber und lässt sich von ihm den Weg auf den Berg weisen. Wer weiss, vielleicht brechen die harten Novemberstürme diesmal seinen kranken Leib. Dann wird es weggetragen, aber immer wieder werden Wanderer seinen früheren Platz queren und im Stillen danken und es weitertragen: «Hier stand einst das Birebäumli.»

Die Erinnerung ist die herrliche menschliche Kraft, die Liebgewordenes – Grosses und Kleines – im Herzen aufspart.



Arthur Moor